



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

ULLA LENZE

**DAS
WOHL
BEFINDEN**

ROMAN

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung einer KI-generierten Abbildung (Midjourney)

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98685-3

E-Book ISBN 978-3-608-12346-3



Beelitz Heilstätten 1907

Jeden Morgen um 6:32 Uhr ging Anna durch den breiten Flur aus dreifach gebrannten Villeroy&Boch-Fliesen, denen man eine Lebensdauer von hundert Jahren prophezeite, zum Waschraum und suchte sich ein freies Becken. Das Wasser war heiß und kam direkt aus der Wand, und man sagte, nicht einmal der Kaiser genieße diesen Luxus.

Anschließend trat Anna an den gluckernden Sputum-Kochapparat, der wie eine Gottheit am Ende des Gangs thronte, und kippte aus einem blauen Fläschchen ihren abgehusteten infektiösen Schleim hinein. An diesem Ort war vieles geheimnisvoll. Anna fühlte sich in ihn übergehen, ihren Körperflüssigkeiten nachfolgend, Schleim, Blut, Urin, die bereits in die verschiedensten Gläser und Behälter der Ärzte gewandert waren.

Bislang hatte Anna ihr Zimmer nicht teilen müssen. Zum ersten Mal in ihrem Leben konnte sie eine Tür hinter sich schließen und war allein. Sie hatte nicht geahnt, wie viel Genuss darin lag, nicht gesehen und nicht gehört zu werden. Doch als sie an diesem Morgen aus dem Waschraum zurückkehrte, saß auf dem zweiten Bett plötzlich eine fremde Frau. Anna griff nach ihrem Gebetbuch und flüsterte: *O Du gloriwürdige und gebenedeite Jungfrau.*

Die Neue hustete, dann sprach sie heiser: »Ich heiße Mar-

garete. Ich war erst in einem anderen Zimmer, aber dort war es zu voll. Und wie heißt du?»

Anna schwieg.

»Ich habe Berlin auch noch nie verlassen. In Berlin ...«

»Anna.«

Sie kannte diese Gespräche. Sie wollte nicht über das sprechen, was man in Berlin hinter sich ließ, den trinkenden Mann, die zerlumpten Kinder und die vornehmen Damen von der Wohlfahrt, die mit einem Lächeln Woldecken zwischen rußschwarzen Wänden abluden.

Je länger Anna nun hier war, desto unverständlicher wurde ihr das Geschwätz der Frauen. Fürs Schwatzen hätte sie jedes Mal Anna sein müssen, *Anna das Dienstmädchen*, *Anna die Fabrikarbeiterin*, und diese Kraft hatte sie nicht. Ja, diese unbedeutende Person zu sein, hatte Kraft gekostet: das Kaminfeuer bei Laune halten. Den Boden fegen. Ein Essen servieren. Mit stets aufmerksamer und doch teilnahmsloser Miene. Den gnädigen Herrschaften immer ein bisschen voraus sein, damit nicht das Glöckchen nach einem bimmelte. Erraten, in welches Zimmer, in welchen Saal die Herrschaften als Nächstes gehen würden, was sie dort als Nächstes vermissen würden (Die Post! Die Zeitung! Einen Cognac!). Abwägen, ob ein paar Minuten blieben, um etwas zu tun, das nur einem selbst gehörte: Ans Fenster treten, als wäre das dahinter der eigene prächtige Garten. Vielleicht nichts davon, nur wissen, dass man für ein paar Momente sich selbst überlassen war, weil die Herrschaften nichts brauchten und einen daher vergessen hatten. Dann war es einen Versuch wert, auch umgekehrt die Herrschaften zu vergessen.

Schritte näherten sich, federnd und fest. Mit Eimer, Waschlappen und sachverständigem Blick trat die Pflegerin ein. Anna schloss die Augen. Das Eiskalte war vom Heißen fast

nicht zu unterscheiden. Es prickelte auf der Haut, versiegelte den Körper. Noch einmal tauchte die Pflegerin den Waschlappen in das Eiswasser, wrang ihn aus und klatschte ihn auf Annas Rücken. Sie spürte die Umrisse ihres eigenen Körpers so deutlich, als zeichnete ihn jemand vor ihr auf. Vor zwei Monaten, beim ersten Mal, waren Anna dabei Tränen gekommen.

»Nimm dich vor der Anna in Acht«, sagte die Pflegerin plötzlich, »mit der Anna will keine wohnen, darum war sie bislang allein.«

Anna öffnete die Augen. Hatten sich etwa gewisse Dinge über sie herumgesprochen?

Die Schwester gab Anna zum Abschluss einen gutmütigen Klaps und drehte sich zur Neuen um: »Na, worauf wartet die gnädige Frau? Hemd ausziehen.«

Die fremde Frau schlang schützend die Arme über ihre Brust. So hatte sich auch Anna gefühlt, als sie zum ersten Mal auf der Bettkante saß. Sie hatte dabei das Bild vor Augen, wie der Vater die Mutter mit Vorliebe spätabends prügelte, so dass sie manchmal ohne Kleidung nach draußen fliehen musste, was eine zusätzliche Schande war. Anna schaute der nun wimmernden Frau mit einer gewissen Neugier zu.

»Anna, was ist mit der Margarete los? Du weißt doch alles, hat man mir erzählt.«

Man hatte also über sie gesprochen!

Anna schüttelte den Kopf und vergrub ihren Blick wieder ins Gebetbuch. *Bitte für uns, o heilige Gottesgebärerin! Auf dass wir würdig werden der Verheißungen Christi.*

Doch statt an Christus dachte Anna an Professor Blomberg: »Atmen. Atme tief ein und aus.«

Er hatte das Stethoskop sanft an ihren Rücken gedrückt und gelauscht. In diesen ärztlichen Gesten lag so viel Ruhe, sie waren frei von Verlangen und Gier. Selbst wenn er einen

nackten Busen vor sich hatte, dachte er an nichts als an seine Forschung, und das ließ Raum für so viel vornehme Sanftheit.

Außerdem war Professor Blomberg der erste Mensch, der sich für Anna interessierte. Ein rundlicher Mann mit ähnlich rundlicher Art zu reden, was Anna das Antworten leichter machte. Wo Anna aufgewachsen sei («in der Nähe von Berlin, den Ort kennt niemand»), wie viele Geschwister, wie viele Jahre zur Volksschule. Wenn Anna über sich selbst sprach, war ihr, als würde sie alles erfinden. Sie war nicht gewohnt, über sich zu sprechen. Auch das konnte sie Blomberg sagen, und er nickte verständnisvoll.

Seit sie zum ersten Mal im Leben Zeit habe, Tage in Stille verbringe, käme jedoch alles zurück. Bilder, Worte, Gesichter tauchten auf. Und auch das, was sie verbannt habe.

»Was meinst du?«

Zögernd erzählte sie von ihrer Kindheit. Dass sie einerseits kaum je allein gewesen sei auf dem Bauernhof, wo die Eltern als Knecht und Magd arbeiteten. Trotzdem trennten stets hohe Mauern sie von den anderen. Dass sie unwissend gehalten wurde wie alle Kinder, die Mädchen ganz besonders. Dass sie sich mit den Geschwistern im Dunkeln auszog und lange Zeit nicht wusste, dass es zwei Geschlechter gab.

»Aber das ist doch normal«, lachte Blomberg, »auch die Damen der höheren Gesellschaft finden das erst spät heraus.«

Anna lachte nicht mit.

Dass eines Tages, da war sie noch ein Kind, etwas in ihr aufgestiegen sei. Eine Stimme. Ja, sie hielt damals die Stimme für die Stimme Jesu. Manchmal war es auch die Stimme Marias. Vielleicht war es auch ein Engel. Sie wisse es nicht. Auf dem Friedhof, der Ort, an dem sie sich manchmal versteckte, sprachen stets die Toten zu ihr. Sie nickte, als Blom-

berg fragte, ob das echte Tote waren oder nur eingebildete in der Fantasie.

»Echte.«

Blomberg machte eine Notiz in sein Buch und ließ sich Zeit mit der nächsten Frage.

»Und warum hast du die Stimmen verbannt, Anna?«

»Die Stimmen sagen stets die Wahrheit. Nicht jeder möchte das hören.«

»Zu welchem Zeitpunkt haben deine Gaben aufgehört?«

Sie dachte nach. Aufgehört hatten sie ja eigentlich nie, aber Anna hatte ihnen keine Beachtung mehr geschenkt.

»Sie sind zurück.«

»Ja, das spricht sich herum. Du löst hier viel Unruhe aus.«

Die Schwester schloss knallend die Tür hinter sich. Das war eigentlich verboten. Mit der einsetzenden Morgendämmerung erkannte Anna nun, dass es in der Nacht geschneit hatte. Opernhaft wölbte sich der Schnee über die Büsche und Bäume, dramatische Formen wuchsen aus dem dämmrigen Garten. Anna trat ans Fenster und sang leise ein Lied, das sie noch aus ihrer Schulzeit kannte:

*Gefroren hat es heuer
noch gar kein festes Eis
Das Büblein steht am Weiher
und spricht zu sich ganz leis:
»Ich will es einmal wagen
das Eis, es muss doch tragen
Wer weiß?«*

»Was singst du da?«, rief die Frau vom Bett aus.

»Ein Lied halt.«

Ein kalter Luftzug griff in diesem Moment nach Anna. Die

Kälte kam nicht vom Fenster. Sie kannte diese Art von Kälte, sie wusste, dass sie ein Vorbote war. Sie schloss die Augen, als könnte sie damit den Lauf der Dinge anhalten. Doch etwas zwang sie, die Augen wieder zu öffnen, und da erkannte sie in der Spiegelung der Fensterscheibe hinter sich einen rätselhaften Vorgang: Ein kleiner Junge trat durch die Wand in das Zimmer ein. Der Junge trug Mütze und Schal, seine Lippen und Finger waren blau und das Gesicht leichenblass. Der Junge blieb vor Margarete stehen und schaute sie mit einem Ausdruck aus Entsetzen und Schmerz an.

»Siehst du ihn auch?«, fragte Anna leise und ohne sich zu bewegen, »den Jungen?«

»Ich sehe, dass mit dir etwas nicht stimmt, das sehe ich!«, sagte Margarete ärgerlich. Daraufhin drehte sich Anna ruckartig ins Zimmer um. Da war kein Junge. Nur Margarete und sie. Und doch schrie Margarete leise. Auf den Fliesen mitten im Zimmer war plötzlich eine Wasserpfütze.

»Wo kommt das Wasser her? Ist es bei den kalten Abreibungen verspritzt? Hatte der Eimer ein Leck?«

Anna beugte sich zu Margarete herab und flüsterte: »Es tut mir sehr leid. Dein Junge ist tot. Er ist ertrunken.«

Es sprach einfach aus ihr heraus. Die Ohrfeige, die darauf folgte, schien ihr daher unverdient. Margarete begann sofort, ihren Koffer zu packen, murmelte gelegentlich »Teufel« und sagte zum Abschluss: »Kein Wunder, dass niemand ein Zimmer mit dieser Frau teilen will.«

»Hau ab«, sagte Anna.

Beim Frühstück saß Anna etwas abseits. Ihre Aussicht ging auf eine einzelne Kiefer, deren schneebeduderte Krone sich majestätisch auffächerte. An und für sich wollte Anna normal sein. Sie hatte es immer erstrebenswert gefunden, nicht aufzufallen, denn sie fiel zu schnell auf, allein schon durch

ihr Äußeres. Sie war dürr und hochgewachsen, hatte aber, so sagte man ihr, ein schönes Gesicht (sie selbst hatte dafür kein Gefühl).

Daher auch stets ihre Verwirrung über Dr. Steiner. Wie konnte man auf die Idee kommen, mit seinen Gaben auch noch an die Öffentlichkeit zu treten? Die alte Bozena hatte ihr stets geraten, sie geheim zu halten. Von dieser Frau hatte Anna Professor Blomberg nicht erzählt, von dieser robusten geheimnisvollen Seele, zu der damals selbst der Bürgermeister ging, wenn er vor Schmerzen schrie. Nun, auch die Bozena hatte es nicht wirklich geheim halten können.

Anna steckte sich das letzte Stück Schinkenbrot in den Mund. Dann starrte sie auf den leeren Teller. Die Teller im richtigen Abstand zur Tischkante. Die Ordnungen einhalten, bis man die eingesofften, klebrigen Teller wieder einsammelte und ins Durcheinander des Schmutzwassers gab.

Dr. Steiner, oder der *Meister*, hatte die Angewohnheit, auf seinem Teller stets einen kleinen Rest zu lassen, eine halbe Kartoffel, ein bisschen Sauce. Ein wirklich feiner Herr würde den Dienstboten nicht extra Arbeit aufhalsen. Anna musste die Essensreste vom Teller erst in den Mülleimer kratzen, bevor sie ins heiße Spülwasser durften. Es war einmal Bücken und ein Handgriff mehr, und das begann Anna, dem Meister übel zu nehmen.

Der Meister brauchte besonders oft etwas von ihr. Alle verehrten ihn; sie nicht. Wenn man jemandem das Klo putzen musste, konnte man ihn nicht verehren. Er war nur ein Mensch wie alle anderen, auch er pupste manchmal, was er mit einem Geräusch wie einem abrupten Stuhlrücken zu übertönen versuchte.

Er war nicht nur geschieden, sondern hatte sich, das wusste die Waschfrau, als junger Mann in gewissen Künstlerkreisen Berlins herumgetrieben, war dem Alkohol verfal-

len und stets ohne Geld. Der Vater nur einfacher Bahnwärter. Irgendetwas musste dann wohl passiert sein, das ihn plötzlich auf große Bühnen trieb und von der Erkenntnis der höheren Welten zu reden veranlasste, von der Reinigung des Herzens, von Ätherleib und Karma. Sein beseelter Blick und die elegante Erscheinung ließen das Publikum toben oder vor Ehrfurcht ohnmächtig werden.

Anna hatte es selbst erlebt. Sie war einmal mitgefahren, als seine Frau krank im Bett lag. Bis zur letzten Minute wollte er es nicht wahrhaben: »Zieh dich an, Marie, es ist halb so schlimm. Das Fieber ist nur eine Reaktion auf eine charakterliche Schwäche in dir, versuche, sie mit guten, edlen Gedanken zu vertreiben!«

Er zerrte vergeblich an Maries schweißnassem Hemd, dann nickte er Anna zu, ihm den Mantel zu holen und ihm hineinzuhelfen, mit Vorwurf im Blick, dass sie nicht seine Frau war. In der Droschke sagte er: »Haben Sie keine besseren Schuhe, Anna? Bitte achten Sie darauf, dass man sie nicht sieht.«

»Die Schuhe oder mich?«

»Beides.«

Im Saal ließ er sich von Anna hinter dem Theatervorhang die Krawatte neu binden und das Haar kämmen, bevor er als bejubelter Prophet die Bühne erklimmte. Unter seinen Schülern befanden sich auffallend viele Adelige und Vermögende, die sich den letzten Schliff geben wollten, den Seelenschliff. Die Perfektionierung der Seele war etwas, das ihnen niemand abnehmen konnte, kein Dienstmädchen der Welt, und genau deshalb brauchten sie es wohl so dringend.

Der Meister redete viel Unsinn. »Der Leib muss unwahrnehmbar werden, bevor die Seele die übersinnliche Welt erschauen kann«, sagte er an jenem Abend. Der Leib musste überhaupt nichts. Alles war eins; das zu fassen aber das

Schwierigste, weil zu einfach. Alle wollten es kompliziert und so, dass man die schönen Worte bestaunen konnte, als fernes Ziel für den Sanktnimmerleinstag. Bis dahin hielt man sich auf Trab mit geistigen Übungen, Vorträgen und Gemeinschaft.

Auf dem Rückweg schien der Meister sein Dienstmädchen plötzlich mit seiner Frau zu verwechseln, denn er fragte: »Wie fandest du es?«

Anna zögerte.

»Meine Meinung, gnädiger Herr, zählt doch nicht.«

»Natürlich zählt auch deine Meinung. Vor Gott zählt jeder Mensch. Also sprich ganz offen!«

Anna seufzte einmal und dann sagte sie: »Also gut. Alles ist eins, da stimme ich Ihnen zu, All-Einheit der Schöpfung schlechthin. Wenn Sie den Leuten nun aber andeuten, dass sie ihren Körper überwinden müssen, bringt das alle in Schwierigkeiten, so vom Verständnis her, meine ich. Die glauben dann, ihren Körper auf Diät setzen oder irgendwelche geistigen Übungen machen zu müssen, und genau das raten Sie ja auch. Aber das festigt doch eher die Trennung von Gott, denn es stärkt die Eitelkeit und die Selbstbesessenheit.«

»Das ist ja interessant«, sagte er amüsiert.

»Gnädiger Herr, der Körper ist bereits übersinnlich, und man kann mit ihm die angeblich übersinnliche Welt wunderbar wahrnehmen, die es als solche nämlich gar nicht gibt, denn alles um uns herum ist Materie und Geist zugleich. Wie könnte es auch anders sein? Dann gäbe es ja etwas anderes als Gott, und Gott wäre nicht mehr Gott, das Absolute, oder?«

Die Worte kamen wieder wie von allein.

»Liebe Anna, ich weiß nicht, wo du das alles herhast, aber die Menschen können nicht einfach ins Göttliche springen.«

»Doch, nur! Nur so! Das mag alles ein schöner Zeitvertreib sein, die Gemeinschaft, die Übungen und Vorträge. Aber Menschen ersetzen eine Illusion oft nur durch eine andere, sie befreien sich nie wirklich. Im Gegenteil. Es wäre hilfreicher, die Menschen würden einen schönen Waldspaziergang machen oder mit ihren Kindern Zeit verbringen. Sie wären dem Herrgott näher, wenn sie sich nicht anmaßen, ihn mit ihren begrenzten Mitteln zu bezirzen, sondern weil sie einfach und unschuldig ihrem Herzen folgten. Denn Gottes Gnade findet die, die sich selbst vergessen können.«

Vielleicht war sie ein wenig zu weit gegangen. Schon seit geraumer Zeit, wenn sie den Gesprächen lauschte, die er mit bedeutenden Persönlichkeiten führte – einige sogar aus London und Indien angereist –, regte sich in ihr Kritik, ein Bedürfnis, Dr. Steiner gründlich zu korrigieren. Während sie den hochrangigen Gästen Tee einschenkte und die aus Indien mitgebrachten goldenen Kichererbsenpralinen servierte (die, nach den übrig gebliebenen Krümeln zu urteilen, gar nicht schlecht schmeckten), spulten sich in ihrem Innern Einwürfe und Widerworte ab, die sie natürlich unter der unbeeindruckten Miene eines Dienstmädchens versteckte.

Allerdings fand Anna die Frau faszinierend, mit der Steiner viele Meinungsverschiedenheiten hatte. Eine Engländerin, die sogar für die Arbeiterbewegung gekämpft hatte, bis auch sie von Gottes Gnade berührt worden war. Seitdem lebte sie im fernen Indien und leitete die Geschäfte derselben Gesellschaft, der auch Steiner angehörte. Eine Frau mit einer solchen Machtfülle!

Sie fuhren inzwischen auf das Brandenburger Tor zu. Steiner schlug das linke Bein über das rechte, stieß mit der Schuhspitze Annas Knie versehentlich an und murmelte ein verlegenes »Pardon«.

Anna nickte.

Daraufhin strich er sich durch sein langes Haar und fragte:
»Sag mal, wo nimmst du dein Wissen her?«

»Ich weiß nichts. Der Herr schenkt mir mein Wissen.«

Das war zwar eine Antwort ganz nach Steiners Geschmack, aber er wollte so etwas nicht von Anna hören.

»Du belauscht uns wohl«, sagte er amüsiert.

Anna schwieg. Nein, sie war nicht zu verunsichern. Das Kräfteverhältnis hatte sich verschoben. Es war so deutlich wie das unebene Pflaster unter den Rädern, es schob sich in die Beine, in den Rücken, ins Hirn, dieses Wissen. Nicht mehr lange, wusste sie plötzlich, und sie musste sich nach einer neuen Stelle umsehen.

Anna begab sich zur morgendlichen Liegekur. Es hatte wieder angefangen zu schneien. In der nach Süden offenen Halle lagen die Frauen aufgereiht wie Fische auf Eis. Die steifen Woldecken waren bis zum Kinn gezogen, und der Schnee färbte ihre Fußspitzen weiß. »Erst ein Leben lang nicht stillstehen dürfen, und nun sich nicht bewegen dürfen«, maulte eine Köchin, und alle lachten.

Irgendwo in der Ferne schien jemand Holz zu hacken, und ein Käuzchen krächzte. Anna schlief ein. Das war nicht erlaubt, und bald schon rüttelte die Pflegerin an ihrem Arm. Eine Hand griff über Anna hinweg und zog ihr die Woldecke höher. Es ruckelte und knackte. Die Rückenlehne wurde ein Stück weiter hochgeschoben, jetzt schaute Anna direkt in das Wäldchen, durch das der Schnee tanzte. »Du kannst ja sonst die schöne Aussicht gar nicht genießen!«

Manchmal war ihr, als könnte sie die Flocken lenken. Sie war aber nicht immer sicher, wer bei dem Spiel wem folgte: die Flocke ihrem Willen oder umgekehrt. Oder hatte sie Fieber? Die kalte Luft schürfte über ihr Gesicht. Ihre Haut schien

aufgeweicht, zu glühen. In einem schlimmen Winter vor vielen Jahren war Anna mit der Mutter nach Berlin gegangen, um Arbeit zu suchen. Anna war dreizehn. Sie wohnten bei einer Cousine, die geheiratet hatte. Es gab nur ein Zimmer und nur ein Bett. Die drei Erwachsenen schliefen in diesem Bett, und Anna musste sich quer ans Fußende legen, die Füße auf einem herbeigezogenen Schemel. Anfangs winkelten die Erwachsenen ihre Beine an. Im Schlaf dann traten sie nach Anna, traten sie weg. Manchmal wachte Anna morgens auf dem kalten Fußboden auf.

Die Mutter fand Arbeit in einer Werkstatt als Bordürenstickerin, Anna in einer Knopffabrik. Als der Sohn des Chefs sich im Lagerraum an sie drängte und zu küssen versuchte, riss sie sich los und kehrte nicht mehr in die Fabrik zurück.

Der Mutter erzählte sie nichts davon, es hätte nur Vorwürfe gegeben. Sie lief den Tag über durch die Straßen Berlins, um sich warm zu halten. Die Kälte biss in ihre Finger. Sie schaute nach Arbeitsangeboten, wagte aber nie, an eine der Türen – *gesundes, kräftiges Mädchen gesucht* – zu klopfen. Sie schämte sich ihrer Kleidung, die alt war und mehrfach geflickt. Die Gewässer waren zugefroren. Sie verkroch sich am Bahnhof Friedrichstraße in eine dunkle Ecke, bis sie dort erneut vertrieben wurde. Die Erinnerung hörte hier auf. Sie konnte sich nie erinnern, was danach geschehen war. Sie sah ein flächiges Grauweiß, das alles verschluckte.

Die Aufseherin klatschte freundlich in die Hände. »Aufstehen!«

Gehen ohne Ziel, ohne Aufgabe.

Mitmachen. Nichts machen.

Mitmachen beim Nichtsmachen.

Sie spazierten an weißen Gebilden vorbei, die den Weg säumten, zugeschnittenen Sitzbänken und Sträuchern. Hinter ihr stritten zwei Frauen, ob Schnee einen Geruch habe.

»Was du riechst, ist nicht der Schnee, sondern der Schmutz in ihm.«

»Ja, und? Also riecht Schnee!«

»Nein, nicht der Schnee, der Schmutz!«

»Meine Damen, Silentium bitte!«, rief die Aufseherin.

Anna rieb die kalten Hände aneinander, formte sie zur Muschel und blies hinein. Hustend blieb sie einige Meter hinter der Gruppe zurück. Dann, einer Eingebung folgend, bewegte sie sich auf den Spuren eines Fuchses in den angrenzenden Wald. Gefrorene Wurzeln und Zapfen knackten unter ihren Füßen, Schnee rutschte ihr in die Stiefel. *Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.*

Annas Schritte wurden breit, als würde sie die ganze Welt auf sich laden. Plötzlich sah sie den Fuchs. Er saß unter einer eingeschnittenen Tanne und schaute sie aufmerksam an, die wattigen Ohren spitz aufragend. Sie musste lächeln. Er war so etwas wie sie, allein und lauschend.

Behutsam ging sie auf das Tier zu. Der Fuchs hielt still. Das Fell war weich und warm, als sie ihn berührte. Nach einer Weile stand der Fuchs auf und trabte davon.

Beim Mittagessen gab es plötzlich wüstes Geschrei und Gejohle im Speisesaal. Anna erkannte, dass die Frauen einen Halbkreis um Margarete gebildet hatten. Eine krächte: »Es gibt hier von allem genug! Es kommt dir noch zu den Ohren raus!«

Mit hochrotem Gesicht zog Margarete zwei Würste aus ihrem Rock. »War doch nur für meinen kleinen Jungen gedacht! Er kommt mich am Sonntag besuchen.«

»Das darfst du nicht! Wenn du erwischt wirst, fliegst du! Los, iss die Würste auf!«

Margarete begann die erste Wurst hinunterzuschlingen,

kaum kauend, es sollte vor allem schnell gehen. Zurücklegen durfte man das Essen nicht, der Hygiene wegen. Es blieb ihr also nichts anderes übrig, als die Wurst aufzuessen. Da stand Anna auf und sagte: »Schluss jetzt. Gib mir die Würste.«

Margarete tat wie geheißen. Anna zerteilte die Würste in mehrere Stücke und warf sie den Frauen ins Gesicht.

»Hier, aufessen. Das ist jetzt eure Wurst.«

Und sie taten es. Fast ängstlich gehorchten sie Anna. Nur Margarete schaute in die Luft, *von einer Bekloppten lasse ich mich doch nicht retten*, stand auf ihre Stirn geschrieben.

Die Dinge änderten sich erst am nächsten Tag. Anna lag gerade in einer Wanne voller Schlamm, als eine der Schwestern sich herabbeugte und ihr zuflüsterte: »Da kam vorhin Nachricht aus Berlin für die Margarete. Ihr Bub ist im Tiergarten ertrunken.«

Ihr war, als tauchte eine schwere Hand sie unter.



Berlin 1907

Johanna lauschte auf die Schritte, das Knarren des Holzparketts im Salon. Erneut ging ihr Ehemann zurück in sein Arbeitszimmer, vielleicht hatte er etwas vergessen, nun schien er vor dem großen Fenster zu verweilen und in den Garten zu schauen. Dass er sich nicht rührte, erzeugte in ihr eine unerträgliche Spannung. Geh schon, flüsterte sie. Nun geh.

Sie öffnete das Fenster. Das Geräusch würde ihm verraten, wo sie war. Vielleicht hatte sie das bezweckt, vielleicht aber nur die Geräusche der Stadt einladen wollen, was die Bewegungen im Erdgeschoss gleich beiläufiger machte. Schneeflocken trieben vom weißen Himmel in den Garten, fedrige, sternbesetzte Flocken, die eine wollene Schicht auf dem Rasen hinterließen. Clemens ging nun Richtung Terrassentür, seinem Lieblingsausgang, es war weder der offizielle noch der für die Dienstboten, sondern ganz sein eigener (dachte er). Wieder hielt er sinnlos lange inne. Wartete er darauf, dass sie ins Erdgeschoss hinunterkam und ihn verabschiedete? Am Abend hatte sie doch angekündigt, dass sie am Morgen schreiben wolle.

Endlich, die Glastür schepperte. Mit hochgezogenen Schultern lief ihr Mann im Schneeregen zum Gartentor. An der Zimmertür vernahm Johanna im selben Moment ein leises Klopfen, dann Schritte, die sich hastig entfernten. Sie war-

tete einen Moment, bevor sie das Tablett mit dem chinesischen Teeservice ins Zimmer holte. Wenigstens Hilde hatte verstanden, dass sie niemanden sehen und sprechen wollte. »Keine Störungen bis Mittag«, hatte sie Hilde vor dem Schlafgehen angewiesen und in zwei müde Augen geblickt, die von der Empore über der Speisekammer zu ihr herunterblinzelten, umrandet von einer Nachhaube.

»Ja, gnädige Frau.«

»Habe ich Sie geweckt, Hilde?«

»Das ist kein Problem. Ich wünsche der gnädigen Frau eine angenehme Nachtruhe.«

Hilde war immer so höflich. Nie bereitete sie ihr ein schlechtes Gewissen, und Johanna war weiß Gott anspruchsvoll.

Sie machte sich noch einmal das Geräusch der scheppern- den Verandatür bewusst, um erneut die große Erleichterung zu spüren, die dieses Geräusch auslöste. Ja, ihr Körper und ihr Geist entspannten sich. Mit feierlicher Empfindung nahm sie an ihrer Schreibmaschine Platz, nippte am heißen Tee (die Zitrone fehlte) und begann mit einem sorgsam komponierten Satz über den frühwinterlichen Garten, dann eine Frau, die sie plötzlich in einer verschneiten Stadt sah: rasche Bewegungen, in Eile, ein Dienstmädchen?

Sie schrieb minutenlang nicht. Sie lauschte und versuchte, an etwas Tieferes, an eine wirklich wahre Empfindung zu gelangen, die vollkommen ihr gehörte und nicht von anderswo übernommen war. Sie spürte dabei ein ungemütliches Straucheln und Schlingern, als stünde ihr das, gerade das, eben nicht zu.

Bislang hatte sie ein einziges Buch veröffentlicht, das aber nicht mehr als eine Fingerübung oder ein besserer Schulaufsatz gewesen war, Reiseerzählungen vom Bosporus. Die Familie hatte mit ihren Erinnerungen an Konstantinopel

mitgeholfen und sich jeden Monat über eine Fortsetzung in der Zeitschrift »Die Gartenlaube« gefreut. Später druckte der Berliner Wolkenfeld Verlag die Erzählungen in einem Buch, das sogar einige wohlwollende Besprechungen erhielt.

Sternbesetzte Flocken fielen von einem weißen Himmel, das Dienstmädchen floh in einen fremden Hauseingang... Worte, Bilder, Geschichten. Stets versuchte sie, sich einem Ideal anzugleichen, das sie durch Lektüre anderer Bücher aufgenommen hatte. Aber wie konnte das der Weg sein, der eigene Weg? Wenn sie nicht von innen her schrieb, sondern durch eine von außen geleitete Vorstellung? Ihr war, als suche sie ständig nach der eigentlichen Sprache, die jedoch verstellt war, weil ihr Blick von Schablonen und Filtern zurechtgestutzt wurde. Dennoch spürte Johanna unterhalb dieses Geschehens etwas Drängendes, das aufbrechen wollte.

Die Angst vor diesem Vorgang nahm dabei ein absurdes Ausmaß an, als wäre sie auf einem Schlachtfeld, dabei saß sie bei behaglicher Zimmertemperatur in ihrem hübsch eingerichteten Zimmerchen, mit Blick auf das Ölgemälde der Angler am Bosphorus.

Die Angst kannte sie immerhin sehr gut, darüber würde sie schreiben können: das pochende Herz, die Angst vor Blamage und Zurechtweisung, der strenge Blick der Mutter.

Ein Poltern im Flur zerschlug ihren Empfindungsstrom. Sie erhob sich und trat auf den getäfelten Flur, um dort vielleicht noch jemanden antreffen und tadeln zu können. Aber der Flur war leer. Sie lauschte auf die Geräusche aus dem Kinderzimmer; das Kindermädchen las aus einem Märchenbuch vor, das Wort Drache schien wichtig und wurde mit besonderem Nachdruck immer wieder betont.

Johanna stieg die Treppe abwärts, fasste dabei an den Handlauf aus weißlackiertem Holz und erkannte, wie so oft in letzter Zeit, die Ähnlichkeit mit der schmalen Hand der

Mutter, spürte die Mutter nun mit jeder Bewegung, mit der sie die Stufen abwärts nahm.

Unten drangen Geräusche aus dem Arbeitszimmer; es war zu hoffen, dass Hilde diesmal die feuchten Teeblätter verwendete, um den Staub aus den Teppichfasern zu lösen. Johanna wollte sich endlich abgewöhnen, den Diensthofen auf Schritt und Tritt zu folgen, Vertrauen beförderte die Leistung. Abgesehen davon wurde es immer schwieriger, überhaupt noch Dienstpersonal zu finden.

Im Salon mit den altväterlichen Möbeln hing Clemens' neues Cologne: citrisch, in die Gehirnwände hell und scharf einsinkend, etwas Florales nachwehend. Das waren seine Worte gewesen, als er ans Klavier trat und Johanna mitten im zweiten Satz der Mondscheinsonate den Flakon unter die Nase hielt. Clemens' Parfumleidenschaft vertiefte sich von Jahr zu Jahr, teure und schwer zu beschaffende Düfte hielt er für etwas Nobles, Johanna reagierte mit Kopfschmerz. Die Flakons standen in seinem Arbeitszimmer in einer eigens dafür gekauften Vitrine wie in einem Heiligenaltar, es fehlte nur noch, dass er davor niedersank und sich bekreuzigte.

»Möchte die gnädige Frau jetzt ihr Frühstück einnehmen?«

Hilde stand plötzlich vor ihr.

»Machen Sie weiter, was immer Sie machen«, antwortete Johanna kühl. Doch da spürte Johanna tatsächlich Appetit und rief: »Doch, Hilde, zwei Eier und dazu frisch gerösteten Toast.«

Wieder knickte Hilde nur andeutend und verschwand schon in den langen Flur Richtung Küche; sie schien es heute eilig zu haben. Johanna nahm am Walnusstisch Platz und blickte in den länglichen und leicht abschüssigen Garten, in dem der Schnee bei Berührung mit der Erde schmolz und eine matschige Blatterschicht zurückließ. Vor dem hellen Himmel ragte das schwarze Geäst der Bäume auf, die den Garten

durchzogen. Ihr filigranes Muster ähnele der Struktur der Lungen, hatte Clemens ihr erklärt und eine Zeichnung aus dem Lehrbuch gezeigt; tatsächlich, auch die Lungenadern verzweigten sich in immer dünnere Äste. Vielleicht war es das, was Johanna als machtvollen Widerhall spürte, wenn sie durch den Garten ging, denn auch hier empfand sie, dass alles mit allem verbunden war. Sie hatte einen Moment lang gezögert, ob sie Clemens vom STARREN erzählen sollte, aber sich dann dagegen entschieden.

Sie hatte es in ihrer Kindheit erlebt, wenn sie allein war. In einer Zimmerecke hockend, starrte sie vor sich hin, als wäre sie ausgeknipst worden, in einem anderen Sinn aber jetzt erst angeschaltet; ein kurzer Wirbel, dann wurde Innen und Außen einmal vertauscht, wie ein Kleidungsstück, das man auf links zog; alles war plötzlich viel näher und zugleich viel weiter entfernt, und doch war es jetzt erst richtig. Sobald aber jemand nach Johanna rief oder sich näherte, schnellte sie wie an einem Gummiband wieder in ihr gewöhnliches Ich zurück. Mit niemandem hatte Johanna je darüber geredet. Sie konnte ja unmöglich sagen, dass sie eigentlich gar nicht Johanna war, sondern ein überzeitliches göttliches Pulsieren, eine alles durchdringende Liebe, die, aus dem Nichts kommend und auf nichts sich beziehend, große Rätsel aufgab. Man hätte den Arzt gerufen.

Es schien ihr, als sie älter wurde, genauso verboten wie die Berührungen an sich selbst. Gemeinsam war beidem, dass Johanna in ihnen nicht mehr Johanna war, sondern aus sich herausgeschleudert, und das schien das eigentlich Verbotene daran.

Später, als sie die christlichen Mystikerinnen las, von Lisieux, von Bingen und von Ávila, hatte sie den Zustand probeweise als mystisch interpretiert, und erneut später, als sie mit Nietzsche wusste, dass Gott tot war, blieb dieser Zustand

nur noch etwas sehr Rätselhaftes – vielleicht eine Trance, ein Selbstbesoffensein, für das sie keine Erklärung hatte. Und als sie mit Anfang zwanzig schließlich Helena Blavatskys Geheimlehren las, überlegte sie, ob sie als Kind vielleicht schlichtweg meditiert hatte.

Wusste Hilde, wie man Toast röstete? Die Köchin, nachdem ihr Husten einen Tag lang durchs Haus gedonnert war, hatte sich krankgemeldet. Mon dieu! Wie bloß sollte Johanna diesen Haushalt vernünftig führen, wenn man sie ständig im Stich ließ?

»Gnädige Frau?« Hilde war zurück und platzierte Teller, Löffel, Gabel und Tasse in etwas unordentlichen Abständen zueinander. Johanna war so hungrig, dass sie die Maßregelung, die sie auf den Lippen hatte, unterdrückte und sofort zu essen begann, mit erstaunlichem, ja beschämend großem Appetit. Im Arbeitszimmer wurden nun Sessel hin- und hergeschoben, offenbar reinigte Hilde heute wirklich einmal gründlich. Johanna empfand dennoch eine immer stärker werdende Gereiztheit. Während jeder in diesem Haus seine Aufgabe hatte, wartete oben die leere Seite auf sie. Sie hörte leises Gepolter aus dem Kinderzimmer, doch zögerte sie. Nach den Kindern könnte sie später noch schauen. Vielleicht käme ihr ja noch ein Einfall, die Kinder lenkten sie zu sehr ab. Oft waren sie so gierig nach ihr und dabei so ungestüm, dass es für Johanna anstrengend war, länger als eine halbe Stunde mit ihnen zu verbringen. Paul war gerade vier geworden, und Emmy wurde im Frühjahr sechs. Sie tobten und stritten in letzter Zeit viel.

Die nächsten Stunden widmete sich Johanna ihren Sticke-
reien und dem Klavierspiel. Sie entschied sich für die Pathétique, auch wenn sie das Stück technisch noch immer nicht ganz gemeistert hatte. Das Klavierspiel war stets mit einem vagen Gefühl einer anonymen Resonanz da draußen ver-

bunden. Schon als Kind hatte Johanna die Fantasie gehabt, dass jemand, der zufällig vor dem Haus vorüberging, stehen blieb, gebannt ihrem gefühlstiefen Klavierspiel lauschte und ihm eine Seelenbotschaft entnahm. So albern das war, ein Teil in ihr wartete bis heute darauf, dass jemand schließlich wie von Sinnen zu ihr stürmte und sie einander erkannten als im tiefsten Herzen zusammengehörig.

Dabei hatte für die Eheschließung mit Clemens tatsächlich nur die Liebe gesprochen. Ein Arbeiterkind vom Land, mittellos, doch früh, er war der Klügste der Klasse, von einem Grafen im Nachbarort gefördert. Jedes halbe Jahr musste Clemens sich zu Fuß (es waren zwanzig Kilometer) zum Schloss aufmachen und sein Zeugnis vorlegen. Beim ersten Besuch erschien er in seinen kaputten matschüberzogenen Schuhen, schämte sich, als er den Grafen in feiner Uniform am herrschaftlichen Eingangsportal antraf, wollte ihm gerade die Hand küssen. Doch war das nur der Diener. Er führte ihn durch eine Unzahl pompöser Säle, bis sie schließlich in einer etwas kleineren Stube am Schreibtisch des Grafen ankamen. Der Graf war recht normal gekleidet und wirkte auch normal. Er ließ dem Jungen eine heiße Schokolade bringen und rief nach einer Kammerzofe, die ihn neu einkleidete. Es war die Kleidung des Grafensohns, der im selben Alter war. Nie bekam Clemens diesen Sohn zu sehen und stellte unzählige Überlegungen an, von abenteuerlichen Auslandsreisen bis zu Internaten. Viele Jahre später erfuhr er, dass zu dem Zeitpunkt, als der Graf mit den Wohltaten und Förderungen begann, der Sohn an einer seltenen Krankheit litt und kurz darauf gestorben war. Diese Geschichte, die Clemens im Club der Kommenden zum Besten gab, hatte Johannas Herz gerührt.

Im Club der Kommenden am Nollendorfplatz hatten sie sich kennengelernt. Damals waren sich ihre Gedankenwel-

ten noch ähnlicher gewesen. Der Geist der Brüderlichkeit wehte in ihrem Kreis, jeder war zugelassen, denn *Es kommt nicht darauf an, woher wir kommen, sondern wohin wir wollen*. Die jeunesse dorée, die Jugend, die zur begüterten Oberschicht gehörte, nahm lieber den Lockruf der Seele wahr statt der üblichen Abenddiners mit Trüffeln, Champagner und Austern. Sie alle glaubten an einen Urgrund, der alles hervorbrachte, und sahen ihn in seiner erhabensten Form sich in der Kunst vollziehen. Seit seinem Medizinstudium (ebenfalls ermöglicht durch den Grafen) tat Clemens das alles als jugendliche Verirrung ab. Die Idee einer höheren geistigen Existenz nannte Clemens höheren Blödsinn. Es sei eine Ersatzhandlung für denjenigen, der für die Prüfungen des echten Lebens nicht stark genug war.

Doch eines seiner Gedichte, das Clemens im Club der Kommenden vorgetragen hatte, konnte Johanna auswendig und sprach es manchmal leise vor sich hin, wenn der Ehemann ihr wieder so fremd schien:

*Bleib. Du musst dich nicht wegwenden.
Dein suchend Herz ich sah und barg in meinen Händen.
Denn sieh, ein Stern dich leitet wunderbar
und schaut dich an so nah
Und allzeit immer wahr.*